

und dem empirischen Nachweis von Veränderungen hinzuweisen. Jüngere Arbeiten zum Thema oder solche, die nicht allzu plakativ die Auswirkungen neuer Medien auf das politische System im Titel führen, fehlen leider. Die Literaturschau bleibt daher ähnlich »1.0« wie der Buchtitel, der netzaffine Leser mit »www.internet-abgeordnete.de« zudem auf eine falsche Fährte lenkt, denn Online-Präsenzen der Volksvertreter stehen nicht im Mittelpunkt, sondern der Einsatz computervermittelter Kommunikationstechniken in der parlamentarischen Arbeit. Bei einer theoretischen Einfassung dieser »digitalen Parlamentskommunikation« leistet Müller einen Beitrag zur Annäherung an den fluiden Gegenstand, indem er das Rollenverständnis von Abgeordneten zu konzeptualisieren sucht. Die aus eigener Anschauung und dem Gespräch mit Kollegen gewonnenen Darstellungen zu Bedingungen und Realität der parlamentarischen Arbeit im Kieler Landtag zeigen ein Spektrum, das u. a. »Dienstleistungen«, »Responsivität und Führung« sowie »Verantwortung für das Ganze« umfasst, dabei aber eher impressionistisch bleibt. Für den Zusammenhang der Untersuchung erscheint Müller der »Linkage-Aspekt von Repräsentation als der [...] relevanteste« (S. 134) – gemeint ist damit die »Verwurzelung des Mandatsträgers mit seinem sozialen und politischen Umfeld« (S. 231).

Im empirischen Hauptteil der Untersuchung soll schließlich das skizzierte Rollenverständnis überprüft werden. Die Basis dafür stellt ein Fragebogen zur Nutzung neuer Kommunikationstechnologien dar, den Müller aus einem europäischen Projekt zur Internet-Nutzung von (nationalen) Parlamenten übernommen und adaptiert hat. Die Rücklaufquote betrug nicht zuletzt durch Müllers engagiertes Werben im ehemaligen Kollegenkreis etwas mehr als 50 Prozent, was im Vergleich zu den geringen Zahlen der ursprünglichen Erhebung imposant erscheint. Hilfreicher wird die Auswertung dadurch nicht, denn einen wirklichen Aufschluss über Veränderungen in der konkreten Abgeordnetentätigkeit können sie nicht geben: Das Internet wird als Rechercheinstrument genutzt, die E-Mail-Kommunikation läuft über Mitarbeiter und Wahlkreisbüros, vereinzelte Innovatoren treiben die Computernutzung im Landtag voran, doch in den eigentlichen parlamentarischen Arbeitsprozess zwischen Abgeordneten, Fraktionen, Ausschüssen und Arbeitskreisen sind moderne Formen des »computer-supported cooperative

work« noch nicht umfassend eingezogen. Es verwundert daher nicht, dass Müllers Fazit ernüchternd ausfällt: »Die Befragung hat keinerlei Anhaltspunkte dafür ergeben, dass die neuen Medien als technische Form Auswirkungen auf das Selbstverständnis von Abgeordneten haben.« (S. 231)

Dies muss jedoch nicht allein an den neuen Medien liegen. So zeigt etwa das Altersprofil der befragten Landtagsmitglieder auf den ersten Blick eine gewisse »Medienferne« an: Lediglich 2 Prozent (entspricht 1 MdL) waren zum Zeitpunkt der Erhebung jünger als 40 Jahre, der weitaus größte Teil (52 Prozent) zwischen 51 und 60 Jahre alt. Auch dabei kommt der besondere Charakter einer Studie über einen scheinbar sehr ländlichen Landtag zum Vorschein, der auch in zahlreichen der Auszüge aus Müllers Experten-Interviews durchscheint. Leider fehlt ein Abgleich der gewonnenen Daten mit anderen empirischen Untersuchungen zur Nutzung politischer Online-Kommunikation, die die Informationen über die Anbieterseite hätten kontrastieren können. So gilt doch gerade das »soziale und politische Umfeld« der schleswig-holsteinischen Mandatsträger durchaus als Internet-interessiert: Das Bundesland belegt im jährlich neu aufgelegten (N)Onliner-Atlas beständig Spitzenplätze im Segment der »Silver Surfer« jenseits von 50 Jahren. CHRISTOPH BIEBER, Gießen

Jörg Schweinitz: *Film und Stereotyp*. Eine Herausforderung für das Kino und die Filmtheorie. Zur Geschichte eines Mediendiskurses. – Berlin: Akademie Verlag 2006, 340 Seiten, Eur 49,80.

Es sei gleich vorausgeschickt, dass diese Studie, mit der sich der Autor an der Universität Konstanz habilitierte, ein besonderes Ereignis in der deutschsprachigen Filmwissenschaft darstellt. Hier wird ein Gegenstandsbereich auf eine Weise theoriegeschichtlich, systematisch und materialgesättigt entfaltet, dass sich der seltene Eindruck des rundum Gelungenen ergibt.

Es geht um Filmtheorie. Stereotype im Film (gemeint ist der narrative, populäre Film) bzw. im Kino (verstanden als Gesamtheit der Filmkultur) gehören zu den konstitutiven Bestandteilen dieses Mediums von Anfang an. Als »Denk- und Vorstellungsformeln« (S. 32) sorgen sie für notwendige, weil entlastende Reduktionen im filmi-

schen Rezeptions- und Produktionsprozess. Stereotype entstehen und verfestigen sich durch Wiederholung und Akzeptanz, sie können kippen in Klischees und Kitsch. Ihre Verzerrungspotenziale wurden früh zur Gefahr für die Kunstfähigkeit des narrativen Films erklärt, zu einer Zeit, als mit Béla Balász, Hugo Münsterberg, Rudolf Arnheim, dem heute fast vergessenen René Fülöp-Miller und anderen die Anfänge der Filmwissenschaft begründet wurden, also ab der zweiten Hälfte der 1920er Jahre. Dabei kollidierte die Kritik an den Stereotypen hin und wieder durchaus mit dem offensichtlichen Vergnügen, das die Kritiker selbst daran hatten, wenn sie im Kino saßen! Auch sie konnten ihre letztlich gesellschaftlich geprägten Dispositionen nicht immer verleugnen ob der hohen, der singulären Kunst willen. Denn das Kino der Stereotype wird für alle produziert, es stellt sich auf die Bedürfnisse der Mehrheit ein. Nur so lässt es sich erfolgreich, d. h. gewinnbringend vermarkten. Fülöp-Miller war laut Schweinitz der erste, der 1931 diese Wechselbeziehung einer »pragmatischen Interpretation« unterzog, indem er Stereotype »als Größen der Koordinierung der Ware Film mit Dispositionen eines Massenpublikums« verstand (S. 176). Ansatzweise findet sich die gleiche Einschätzung in Siegfried Kracauers Essay über »die kleinen Ladenmädchen« von 1927. Aber erst sein 1947 erschienenes, im Exil verfasstes Werk »From Caligari to Hitler« (deutsch 1958!) systematisierte und vertiefte diese letztlich sozialpsychologische Herangehensweise. Die These vom Kino als »Regressionsapparat« auch oder gerade wegen seiner Stereotype spielt hier ebenfalls eine Rolle. Zugespielt wurde sie von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, die das Exil in den USA massiv mit dem Hollywood-Kino konfrontiert hatte. Eine andere Position vertrat hingegen, trotz gleicher Lage, der Kunsthistoriker Erwin Panofsky in seinem oft zitierten Aufsatz »On Movies« von 1936. Er bekannte sich zur Faszination durch Filmstereotype und sah diese als geeignet für seine ikonologischen Analyseansätze. Nach Kriegsende, als die deutschsprachige Filmwissenschaft verspätet langsam wieder Fuß fasste, wurden Stereotype sukzessive zum Untersuchungsgegenstand – nicht zuletzt durch das Paradigma der »Sprachanalogie«, d. h. durch die Auffassung, narrativer Film sei wie ein narrativer Text zu analysieren. Das führte zur Übertragung je gängiger Methoden der Literaturwissenschaft und insbesondere der Linguistik, ab den 60er Jahren

dann zum Semiologie- und Strukturalismus-Boom. Dafür stehen Namen wie Christian Metz und Umberto Eco, Claude Lévi-Strauss oder Roland Barthes. Die Anregungen kamen also überwiegend aus Frankreich.

Obwohl eigentlich alle genannten Ansätze zur Filmanalyse und speziell zur Analyse von Filmstereotypen nach wie vor angewandt werden, erfolgte inzwischen doch ein deutlicher Paradigmenwechsel, laut Schweinitz zum »postmodernen Blick« (S. 222). Gemeint ist die Dekonstruktion von Stereotypen auf dem Weg ihrer ständigen Reflexion und Offenlegung. Schweinitz selbst arbeitet an der Entwicklung einer »Theorie reflexiver Stereotypik« (S. 226), die es bislang nicht explizit gibt. In der vorliegenden Studie liefert er die dazugehörigen wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen in ihren vielfachen Bezügen und Verflechtungen. Zugleich liefert er damit eine Art historischen Aufriss der deutschsprachigen Filmwissenschaft, die seit ihren Anfängen immer wieder bei der Stereotypenfrage landete – wahrscheinlich deswegen, weil sie ungenügend die »Kunst« im Kino vermisst.

An vier Fallbeispielen erprobt Jörg Schweinitz am Ende sein theoretisches Konzept. Wer die Filme kennt, mag vom Erkenntnisgewinn vielleicht etwas enttäuscht sein. Aber das gehört zu den »Mühen der Ebene«, in die uns die Empirie meistens entlässt. Kompakte Theorie auf hohem sprachlichen Niveau bereitet einfach ein größeres intellektuelles Vergnügen. Ihm kommt diese Studie aufs Erfreulichste entgegen.

VERENA BLAUM, Eching

Rod Brookes/Justin Lewis/Nick Mosdell/Terry Threadgold: *Shoot First and Ask Questions Later. Media Coverage of the 2003 Iraq War.* – New York etc.: Peter Lang 2006 (= Reihe: Media and Culture; Bd. 7), 212 Seiten, Eur 27,20.

Stig A. Nohrstedt/Rune Ottosen (Hrsg.): *Global War – Local Views. Media Images of the Iraq War.* – Göteborg: Nordicom 2005, 278 Seiten, Eur 30,-.

According to the International Press Institute, 46 journalists were killed reporting in Iraq last year; the figure is more than double the 19 deaths reported in 2003 when the Iraq war started. Sadly, as the death toll has mounted, the lens through